

\* \* \* \* \*

Uns brachte der Weg nach Friedland. Wir, das waren Großmutter, Irmchen und ich. 1947 kamen wir in dem dortigen Auffanglager an, das im September 1945 notdürftig von der britischen Besatzungsmacht zum Durchschleusen von Flüchtlingen eingerichtet worden war.

Wir lebten mit mehreren Frauen zusammen in einer der vielen Wellblechbaracken, zu der ich oft nicht zurückfand, weil alle gleich aussahen, bis ich mir eine Birke, die ich wegen ihrer scheckigen Baumrinde „Kuhbaum“ nannte, merkte, an der ich einbiegen musste, um zu unserer Baracke zu finden. Hatte ich es endlich geschafft und die Großmutter sah, klammerte ich mich erleichtert an ihr fest, denn ich hatte sie einmal verloren. Das war in Kiel auf dem Bahnhof gewesen. In dem unübersichtlichen Flüchtlingsgedränge war ich heulend herumgeirrt, bis mich jemand in einen Zug schubste.

Verglichen mit der Unterbringung der heutigen Flüchtlinge in Friedland glich unsere damalige Unterkunft mehr einer Behausung als einer Wohnung. Die Baracken besaßen keine Innenverkleidung, lediglich graues Wellblech starrte uns entgegen. Durch den notdürftig zusammengezimmerten Bretterfußboden quoll feuchter Sand, und Grasbüschel suchten sich ihren Weg durch die Ritzen.

Ein doppelstöckiges Metallbett mit einer pieksenden Strohmattmatze wurde zunächst mein Zuhause. Großmutter und ihr kleines Pappköfferchen richteten sich unter mir ein. In den anderen Hochbetten kramten Frauen in ihren Rucksäcken herum, als suchten sie nach etwas Wichtigem, was sie aber schon längst verloren hatten.

Wir wuschen uns mit kaltem Wasser, das wir aus einem Krug in eine Emailschüssel schütteten. Ich erinnere mich nicht, dass der Kanonenofen jemals angeheizt wurde. Wahrscheinlich nicht. Es gab ja weder Holz noch Kohle. Da ich das kalte Wasser scheute, wusch ich mich nicht. Niemand achtete darauf. Es gab andere Sorgen.

Diese Nisenhütten hatte der kanadische Ingenieur Peter Norman Nissen im Jahre 1916 konstruiert. Sie dienten in den Nachkriegsjahren nicht nur in Friedland als Anlaufstelle für zigtausende Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten, überwiegend aus Ostpreußen und den baltischen Ländern.

In einer Baracke wurden wir mit einem Pulver, das aus einer länglichen Blechbüchse über einen Schlauch gepustet wurde, eingesprüht. Danach galten wir als entlaust. Irgendwo schnappte ich auf, dass diese Baracken so hießen, weil die leeren Eihüllen der Läuse „Nissen“ hießen, die in den Haaren hängen blieben und von den Flüchtlingen kämen. Natürlich glaubte ich das.

*Ich glaubte alles.*

Nach der Entlausung wurden wir in ein weiteres Gebäude geschickt. Dort bekam Großmutter einen Berechtigungsschein für die Kleiderkammer, ein El Dorado für uns heruntergekommenen Flüchtlinge. Mief und der Geruch von Mottenkugeln strömten uns entgegen. Auf mehreren Tischen lagen Berge abgetragener Kleidung.

Was seinerzeit für uns ein Segen war, wurde für mich später, als wir in dem benachbarten Dorf Klein Schneen wohnten, zu einem mir unvergessenen Spießrutenlauf. Je nach Bedarf zogen Großmutter und ich mit leerem Handwagen die zwei Kilometer nach Friedland, um uns in der Kammer mit der benötigten Kleidung einzudecken. Mit übervollem Karren ging es dann wieder zurück. Unterwegs sammelten wir noch Reisig, Fallobst oder was sie sonst noch gebrauchen konnte, vom Straßengraben auf und häuften es dazu.

Bei der Rückkehr in unser Dorf habe ich mich stets unendlich geschämt. Felsenfest war ich davon überzeugt gewesen, dass hinter jeder Gardine Dorfbewohner standen und über uns lachten. Um der Schmach zu entgehen, starrte ich fest auf das Kopfsteinpflaster und betete:

„Lieber Gott, mach, dass uns niemand sieht.“

Als ich dabei einmal stolperte, weil mir die neuen ausgetretenen Schuhe noch zu groß waren, schimpfte Großmutter:

„Kannst nicht anständig laufen? Willst lieber ohne Galoschen sein?“

\* \* \* \* \*

„Helene Dimitri“, antwortete Großmutter, als sie in einer Baracke nach ihrem Namen gefragt wurde, um einen Berechtigungsschein zu erhalten. Ohne diesen Schein der britischen Militärregierung gab es keine Lebensmittel, keinen Weitertransport in ein anderes Lager oder zu einem anderen Aufenthaltsort.

Die meisten Flüchtlinge kamen nach Nordrhein-Westfalen oder Schleswig-Holstein. Wir blieben in Niedersachsen und erhielten Aufnahme in dem 2 km von Friedland entfernten Nachbardorf Klein Schneen. Hier lebte bereits Großmutter's zweitgeborene Tochter Hertchen, wie Großmutter sie damals noch nannte, von der ich aber noch nie gehört hatte.

In Klein Schneen wohnten wir bei einem bitterbösen Mann, dessen Frau gerade gestorben war. Das Zimmer, das er uns zuwies, war vollgestellt mit dunklen schweren Möbeln. Das Holzbett mit seinen glitzernden Intarsien an Kopf- und Fußenden gefiel mir aber sofort, versprach es doch kuschelige Wärme im Gegensatz zu dem kalten Metallbett im Lager. Die Tapete war zerschlissenen. Abends, wenn ich im Bett, das ich mit Großmutter teilte, lag, pulte ich daran herum. Darunter kam eine bunte Blumenwiese zum Vorschein. Ich träumte mich mit ihr in den Schlaf und stellte mir vor, in ihr herumzuhüpfen.

Dieser griesgrämige Hausbesitzer hatte einen Jungen in meinem Alter, mit dem ich allerdings nicht spielen durfte.

„Die ist nichts für dich“, hörte ich ihn einmal sagen und bellte mich stets an, wenn er mich sah:

*„Hau ab, du Hund!“*

Ihm aus dem Wege zu gehen, war aber nicht möglich, weil wir uns in seiner Küche in einer an der Wand entlanglaufenden Rinne waschen mussten. In ihr wurden auch Hühner und Gänse ausgenommen, sodass oft noch Blut oder Federn darin pekten. Auch um aufs Klo zu kommen, mussten wir uns durch die Küche an ihm vorbeischmuggeln.

Selbst Irmchen, die manchmal meine Erinnerungen anzweifelt, stimmt da mit mir überein:

„Das war ein durch und durch schlechter Mensch.

*Wir waren ein Dreck für ihn.“*

Bei diesem Griesgram erfuhr ich, was es bedeutete, nicht willkommen zu sein, nichts beanspruchen zu dürfen, sich noch kleiner zu machen, als ich mit meinen drei Jahren sowieso war, möglichst unsichtbar für ihn und die Welt. Großmutter's Schelte tat ihr Übriges:

*„Sei still. Wir sind nur geduldet.“*

Zum Glück erhielten wir bald darauf in dem Ort bei einem Bauern, der auch Bürgermeister des Dorfes war, „Wohnraum ohne Inanspruchnahme auf zusätzlichen Wohnraum“ und waren froh über das vielleicht gerade einmal zwölf qm große Zimmer. Großmutter war selig über einen Kohleherd, auf dem sie von nun ankochen konnte.

Noch heute sehe ich uns mitten in dem leeren Raum stehen und höre sie sagen:

*„Fangen wir neu an, Jakobinchen.“*

In diesem Zimmer habe ich mit ihr bis zu meinem 10. Lebensjahr gelebt, bin in dem Dorf zur Schule gegangen, habe auf den Feldern Rüben verzogen, Kirschen gepflückt, Kühe gemolken, Milch mit Tante Rosi im Kellerausgang verkauft und auf der Straße „Fischer Fischer, welche Fahne weht“ gespielt, habe Riemenschläge ausgehalten und auf dem Dachboden in Großmutter's Fluchtkofferchen entdeckt, dass es auch für mich eine Mutter und einen Vater gegeben haben musste und mich grenzenlos nach ihnen geseht.

Es war keine glückliche Zeit in Klein Schneen. Und doch war es mein Dorf, und ist es bis heute geblieben.

Großmutter's erste Anschaffung war ein Bett, das wir uns teilten und in dem sie mit mir „Müde bin ich geh zur Ruhe, schließe beide Äuglein zu....“ betete. Nie habe ich gewusst, welches Unrecht ich am Tag begangen hatte, weil Großmutter wütend auf mich gewesen war und den Riemen vom Schrank holen musste. Stets habe ich darauf gewartet, dass Jesu Blut den Schaden wieder gut machte, was nicht geschah und mich gefragt, woher sie den Riemen, wo wir sonst nichts besaßen, hatte.

Beim Gebet freute ich mich immer auf die letzte Strophe: „Kranke Herzen sende Ruh, nasse Augen schließe zu. Lass den Mond am

Himmel stehen und die stille Welt besehn.“ Dann kuschelte ich mich eng an Großmutters Bauch, um ihre Wärme zu spüren. Schlimm waren die Nächte, wenn sie böse mit mir war. Dann musste ich mit meinem Kopf zu ihren Füßen schlafen.

Ihre zweite Anschaffung war ein alter Spind, den sie vom Dorfmaler mit einer Wischtechnik, die bizarre filigrane Strukturen zauberte, bernsteinfarben verschönern ließ. Darauf war sie unglaublich stolz.

„Macht doch richtig was her“, bewunderte sie das Werk und trug mir auf: „Wirst ihn jeden Tag polieren, aber gründlich, nicht so husch husch.“

Alle Anschaffungen ob Bett, Spind oder Geschirr zahlte sie mit Feld- und Stallarbeiten beim Bauern ab. Da gab es nichts, was sie nicht konnte. Sie fütterte Schweine, nannte jedes bei Namen, war aber ebenso eifrig beim Schlachten dabei. Mit Hingabe rührte sie in aller Herrgottsfrühe im Winter in der Schüssel, aus der nicht nur das Blut, sondern auch ihr Atem in der kalten Morgenluft vor sich hin dampfte.

Großmutter melkte für den Bauern Kühe und Ziegen, streute in ihrem masurischen Singsang „putt, putt, putt, mein Hühnchen, putt, putt, putt, mein Hahn“ Körner für Hühner, Enten und Gänse aus, rupfte Federn. Großmutter verrichtete jede Arbeit, die anfiel.

Ich sehe sie vor mir, wie sie sich den Schweiß mit dem Ärmel aus dem Gesicht wischt. Sie steht mitten im Kornfeld, schwingt die Sense,

stellt das Getreide zu Bansen auf, sehe sie beim Dreschen bis zum Umfallen ackern. Niemals hat sie sich über die schwere Arbeit beklagt. Erschöpft lässt sie sich am Abend auf den Stuhl sinken: „Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n.“

Am liebsten hielt ich mich bei ihr im warmen Kuhstall auf, ekelte mich aber vor der Milch, die sie mir allabendlich, frisch aus dem Euter ihrer Lieblingskuh gemolken, zu trinken gab, und die mir auch nicht besser schmeckte, wenn ich sie mir selber aus den Zitzen ziehen durfte.

An einer Wand im Kuhstall hing stets griffbereit an einem Haken ein Blechbecher, der nie gesäubert wurde. Großmutter achtete sehr darauf, dass ich die Milch mit dem warmen Schaum darauf bis auf den letzten Tropfen austrank:

„Wirst doch nicht verschmäh'n so was Gutes.“

Das ist bis heute so geblieben. Cappuccino mit Milchschaum ist für mich ein absolutes „No go“.

Sonntags wanderten wir in den Wald, sammelten Reisig und Holz auf, verschnürten die Bündel mit Bindfäden und zogen sie hinter uns her nach Hause. Großmutter buckelte sich oft dazu noch kleinere Äste und so manchen Knüppel auf ihr breites Kreuz.

Im Sommer pflückten wir Kamille, banden sie zu Sträußen und hängten sie auf dem Boden zum Trocknen auf. Im Winter brühte sie davon Tee und machte damit meinem Bauchweh den Garaus.

Großmutter war wie alle Ostpreußinnen eine Kräuterfrau. Sie war von klein auf gewohnt, von und mit der Natur zu leben. Von ihr lernte ich, dass Spitzwegerich als Heilkraut gegen Husten und Halsschmerzen half,



aufgeschnittene Zwiebeln gegen Wespenstiche und heißes Fett hinter die Ohren geschmiert, jedes Ohrweh heilte. Es half immer.

In der ersten Zeit besuchte uns oft Irmchen. Sie hatte Arbeit als Hausmädchen bei einer Professorenfamilie in der Stadt gefunden, die ihr allerdings nur alle zwei Wochenenden frei gab. Wenn sie da war, verwandelte sich die Großmutter. Ihr war sie eine liebevolle Mutter.

Ich glaube nicht, dass Irmchen jemals von dem Riemen gewusst hat, aber ich weiß mit absoluter Sicherheit, dass ich ohne sie meine Kindheit nicht überlebt hätte. Sie schützte mich allein durch ihre Anwesenheit vor Großmutters Unberechenbarkeit.

\* \* \* \* \*

Als ich im Mai in der schon seit März 2020 herrschenden Covid-Pandemie viel in der Natur spazieren ging, blühte überall die Kamille. Ich hatte sie seit der Klein Schneener Zeit gar nicht mehr so richtig wahrgenommen, jetzt aber sah ich sie überall blühen und ihr Geruch kitzelte in der Nase.

Goldgelbe Blütenköpfe umrahmt von unzähligen weißen Blütenblättern schaukelten leicht im Wind und erinnerten an Sommertage in Klein Schneen. Ich holte Vergangenes in die Gegenwart, pflückte mir von der Kamille einen ganzen Arm voll, atmete tief ihren Duft ein, als könnte er mich wie damals heilen. Kindheit, Großmutter, Dachboden, alles vereint in einem einzigen Geruch.

Zuhause schmückte ich jedes Zimmer damit. Es roch nach Großmutter und nach einer weiten Reise in meine Kindheit.

Auf diesen Spaziergängen fiel mir auch ihr kleiner Nutzgarten wieder ein, den ich längst vergessen hatte. Wie aus dem Nichts rankten plötzlich vor meinen Augen Stangenbohnen hoch hinaus, Erbsen schlängelten sich am Erdboden entlang, Radieschen schmückten mein Margarinebrot. Ich pflückte Tomaten, die noch nach Tomaten schmeckten und rochen, legte sie behutsam in einen Korb, Kartoffeln plumpsten dumpf in einen Eimer.

Großmutter liebte Blumen. Im Frühjahr säte sie stets in ihrem Schrebergarten rechtzeitig Blumensamen aus, um sich später an der bunten Pracht zu erfreuen. Wicken wucherten den ganzen Sommer über